

Das Brillantarmband

Humoristischer Kriminalroman von H. A. von Byern.
Uebersetzung durch Verlag Ostler Meißner, Weidau i. Sa.
8.

„Aber Pappi — allein?“
Der Kommerzienrat würdigte seine Tochter keines Bl. und stülpte wütend den Hut auf den Hals des Kleiderständers:
„Das hat man nun von seiner Gutmütigkeit!“
„Ja, was ist denn bloß passiert, Männer?!“ Frau Else stand auf der Türschwelle zum Wohnzimmer: „War Herr Manhart nicht zu Hause?“
Der alte Herr riß sich Kragen und Schlips herunter, lief, noch immer puterrot im Gesicht, im Zimmer auf und ab wie ein eingesperrter Tiger, dann blieb er mit einem jähen Ruck stehen und stemmte die Arme in die Seiten:
„Es ist unerhört, einfach unerhört! Erst bitte ich den jungen Menschen de- und wehmütig um Entschuldigung, obwohl er sich selbst durch seine Gesellen in die Patzche geritten hat, nachher lade ich ihn ganz ergebenst zum Mittagessen ein, biete ihm mein einziges Kind gewissermaßen auf dem Präsentierteller an und er — läßt mich abfallen, martiert die gekränkte Leberwurst, — na—a—a!“ Und Herr Friedrich Wilhelm Lohmeyer ließ sich so nachdrücklich in den Klubstuhl fallen, daß selbst dieses stabil gebaute Möbelstück in allen Fugen krachte.
„Papi, aber das kann doch Peter gar net so g'meint hawe!“
„So?! Ein galliges Lachen: „Hat er nicht?! Da bist du schieß gemeldet, mein Döchtling. — erst will er gänzlich rehabilitiert sein, erst müssen wir den Täter ermittelt haben, — na bitte, fang' doch den Kerl!“
Frau Else setzte sich in Postur.
„Bitte, Friß, jetzt berichte mal vernünftig und der Reize nach. — Was hat Herr Manhart gesagt?“
„Daß er anter Haus nicht eher betreten will, bis der Dieb erwischt ist, daß er sich mit diesem Makel auf seinem Namen, seiner Ehre, nicht um eine junge Dame bewerben dürfe, und das alles in einem Ton, als sei ich Schuld an der ganzen blödsinnigen Geschichte.“
„Das bist du auch!“ Hilbe hatte ihr Spikentuch an die Augen gedrückt: „Gewiß bist du das! Wenn du net gleich an die Polizei telephonierst hält'st —“
„Ausgezeichnet! Nun soll ich noch den Sündenbock abgeben, — das wird ja immer schöner! Wer hat denn wie ein verliebter Vater vor deinem Fenster Wache gestanden? Wer hat das Chrysanthemum auf das Fensterbrett gelegt — heh?!“
„O pfui, das . . . das ist abscheulich!“
„Ganz meine Ansicht.“ Herr Friedrich Wilhelm Lohmeyer prüftete:
„Und laudumit außerdem.“
Frau Else warf ihrem Eheherrn einen vernichtenden Blick zu.
„Bitte, Friß, menagiere dich etwas, wir sind hier in keiner Kutcherkneipe!“
„Ausgezeichnet! In meinem eigenen Haus soll ich mir den Mund verbieten lassen!“
Die Kommerzienrätin hielt es für ratsam, den Einwurf zu überhören.
„Und was soll nun werden?“
„Weiß ich's?!“ Der alte Herr zuckte die Achseln und brannte sich eine Beruhigungszigarre an: „Versuche du doch mal dein Heil bei Manhart!“

„Das ist selbstverständlich ausgeschlossen, nachlaufen können wir dem jungen Mann nicht. — Lieb' Kind, nun höre nur auf mit Weinen, das alles wird ja mit der Zeit von selbst wieder in Ordnung kommen!“
„Ich geh' noch selbst zu Peter — — —!“
„Das wirst du gefälligst bleiben lassen, meine Tochter!“ Der Kommerzienrat richtete sich kampfbereit auf: „Soll es vielleicht heißen, daß du dich ihm an den Hals geworfen hast?“
„Huhuhuhuh — — —! Das — — — ist mir ganz egal — huhuhuhuh! Wenn ich meinen Peter net krieg, dann — — huhuhuhuh! dann bleib' ich net länger bei euch — — —.“
„Nun hab' ich's aber satt, Himmelherrgottssakrament noch amal, schwäg' net so härtinnarrsch laudumit daher,“ der Kommerzienrat versiel vor Erregung in den heimischen Dialekt: „Marfch an die Arbeit!“
Frau Else legte ihren Arm um Hilbes Schultern.
„Komm, lieb' Kind, du kannst mir helfen in der Bibliothek die neuen Gardinen aufzustechen, — — — bis Papa ruhiger geworden ist!“ Damit rauschte sie hoheitsvoll in das Nebenzimmer, während der Hausherr, blaurot im Gesicht, einem Schlaganfall nahe war und wütend die kaum angebrannte Zigarre im Aschebecher zerdrückte.
„Natürlich, nun durfte er wieder die Sache ausbaden, wurde behandelt wie ein Verbrecher, als Rabenvater und hartherziger Tyrann verurteilt — — —!“
Das junge Mädchen schluchzte noch immer zum Steinerweichen.
„Oh, Mutti, ich bin so unglücklich — — — — so unglücklich — — —!“
„Na . . . na . . . na . . . na, dazu liegt doch kein Grund vor, du weißt ja, Papa meint's nicht so arg, und Herr Manhart wird schon von selbst zur Vernunft kommen!“
„Er . . . er liebt mich nicht!“
„Unfinn, Hilbe, die Männer sind nun mal so dickköpfig, wenn sie sich in ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihrer Ehre gekränkt glauben. Und jetzt binde dir eine Schürze und ein Kopftuch um, hole die Treppenleiter, Arbeit ist wirklich die beste Ablenkung für seelische Erregungen!“
Im Bibliothekzimmer sah es nicht gerade recht einladend aus; die Möbel waren mit grauen Bezügen verhüllt, der Teppich zusammengerollt, und „Schnuck!“ hockte mißmutig in ihrem Käfig, hatte die Federn aufgeplustert und äugte unbehaglich auf das Chaos.
Fräulein Hilbe seufzte tief auf, schob die Stufenleiter nahe an das Fenster und stieg langsam empor.
„Vorsicht! Steht die Leiter auch fest?“
„Ja, Mutter — — —“ Und plötzlich ein markerschütternder Ausschrei: „Das Armband!! — O Gott, das Armband!!“
Etwas Blühendes lag droben auf der Gardinenstange, fiel stierend herab — — — Das junge Mädchen schwankte, sprang zu Boden:
„Mutti, so sieh doch!!“ —

„Was ist denn nun schon wieder los?!“ Wie ein zürnender Jupiter tonans stand Herr Friedrich Wilhelm Lohmeyer auf der Türschwelle, schnappte ein paarmal nach Luft:
„Donnerwetter!!! Wo in aller Welt kommt denn das Ding her?!“
Mit einem Subelruf warf sich Hilbe an die Brust ihres Vaters:
„Drown hat's gefeige, auf der Gardinenstang'!“
„Ba—as?! Ja aber — — —“
Ein Kreischen, Flattern, Krächzen, und plötzlich lachte der alte Herr dröhnend auf:
„Kinder, wißt ihr, wer der Dieb ist?! „Schnuck!“
„Schnuck!“ eboten die Damen.
„Selbstverständlich! Das Rabenaas hat schon ein paarmal gemauft: Köffel, 'nen Fingerhut, meinen Keifer!“
Wie Schuppen fiel es von den Augen des jungen Mädchens.
„O Gott, und ich hatte gestern, während ich mich anzog, für ein paar Minuten die Tür von meinem Zimmer nach der Bibliothek offen gelassen, dann legte ich den Schmuck ab, ging zu Mutti hinüber — — —“
„Und als wir in Hilbes Schlafzimmer zurückkehrten, da schloß ich die Tür,“ fiel Frau Else ein.
„Na, also,“ der Kommerzienrat war plötzlich ganz ruhig: „Da ist die Geschichte ja vollkommen klar und — — —“
„Und du gehst gleich noch einmal zu Peter, gelt, Papa, liebster, bester Papscher?!“
„Daß mich aus, Wädel, — — — ja, ja, meinetwegen, aber das sag' ich euch, wenn der Kerl dies mal nicht mitkommt, dann — — —“ Was dann geschehen würde, blieb der Phantasie der beiden Damen überlassen; denn Herr Lohmeyer warf schon die Tür hinter sich zu, rief nach dem Diener.
Hilbe trat an den Käfig heran, hielt das Armband hoch: „Kennst du das, Schnuck?!“
Die Elster hielt das Köpfchen schief, verdrehte die Lichter und bot ein so deutliches Bild des Schuldbewußtseins, daß das junge Mädchen unwillkürlich lachen mußte: „Pui, du Ekel, pfui, aber wart', dafür bekommst du kein einziges Bonbon mehr.“
„Lieb' Kind, rasch, zieh' dich um, denke doch, in einer halben Stunde kann Herr Manhart hier sein!“ —
„Das wirkte!“
„O Himmel, und meine Frisur! Mutti, bitte, bitte hilf mir ein bißel, sonst werd' ich net mehr fertig!“ —
Aber so eilte es nicht, — denn als der Kommerzienrat zum zweiten Male an der Tür zur Frau Josephine Wenders Wohnung schellte, erfuhr er, daß die Herren vor einer halben Stunde weggegangen seien.
„Und Sie wissen nicht wohin?“
„Ja, der Herr Manhart hat g'meint, ins Weinrestaurant von Hiltcher — — —“
„So — so, danke sehr — — —!“
Mergertlich stieg der alte Herr die steilen Stufen der knarrenden Holztreppe hinab — zu dumm war das, einem Schwiegerohn so durch die halbe Stadt nachzulaufen, aber was tat man nicht um des lieben, häuslichen Friedens willen? Und dann rief er eine vorüberfahrende Droschke an: „Zu Hiltcher! Ein bißel fir!“ —
Der Oberkellner kniete im rechten Winkel zusammen, als der Chef des bekannten Bankhauses ihn rufen ließ.
„Sagen Sie mal, Verehrtester, ist vielleicht zufällig Herr Manhart bei Ihnen?“
„Sehr wohl, zu dienen, Herr Kommerzienrat!“

Die schönsten Kleider zu billigsten Preisen bei KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

Das Haus der eleganten Herren-, Burschen-, Knaben-, Sport-Bekleidung



Gebr. Wilhelm Pforzheim — Westliche 29

Du sollst nicht töten.

5) Novelle von Friedrich Müllenhof.
Es konnte ihm nicht mehr erweichen bleiben, es wurde ihm klarer von Tag zu Tag, daß es sich bei der Alten nicht um leichtes Nervenleiden, sondern um ausgesprochene Geisteskrankheit handeln mußte.
„Ja, ohne Kaffee — selbstverständlich.“
„Und auch ohne Licht! Und ohne Beheizung!“
„Gewiß — ohne alles.“
Der Junge trommelte mit den Fingern nervös auf dem Tisch, das Mädchen stand hilflos und unglücklich da.
„Oder fünfundfünfzig, fünfundfünfzig.“
„Mutter!“ rief jetzt das Mädchen wieder, noch beschwörender, dringlicher, hüflöser. „Mutter!“
Und der Junge sprang auf und rief, fast wie drohend: „Du sollst lezt still sein! Hörst du! Du sollst das alles Mathilde überlassen.“
Und hastig sagte das Mädchen zu Richard: „Kommen Sie Herr! Ich will Ihnen jetzt das Zimmer zeigen!“
Da wollte auch die Alte mit ihnen. Doch der Junge trat unwillig hin und drückte sie wieder in ihren Stuhl.
„Du sollst Mathilde das überlassen!“
„Es ist auch zu kalt drüben, Mutter“, sagte das Mädchen mit überredender, dringlicher Stimme.
„Ja, du bist auch wieder nur halb angesogen“, raunte der Junge ihr zornig zu.
Die Alte fügte sich widerwillig und blinnte ihre Widerlächer aus giftigen Augen böse an.
Mit einem Schlüssel, den sie ihrer Tasche entnahm, öffnete dann Mathilde das Zimmer. Es war geräumig und machte nach all den Enttäuschungen einen sehr freundlichen, ja geradezu beinlichenden, traulichen Eindruck auf den

jungen Studenten. Mit Freude erklärte er sich bereit, das Zimmer zu nehmen.
Zögernd gab sich das Mädchen besetzt.
Wann er nun einziehen könne, fragte Richard.
„Morgen wird alles bereit sein. — Doch etwas muß ich Ihnen noch sagen, — und sie sah ihn mit einem bitenden Blick aus großen Augen verlegen an — „Sie dürfen sich niemals beleidigen oder ärgern über etwas, was vielleicht meine Mutter tut oder sagt. — Sie ist — ihre Nerven quälen sie sehr. Manchmal ist es ja besser — aber manchmal ist es auch schlimmer als heute. Und dann — dann weiß sie manchmal nicht mehr — dann ist sie manchmal sehr erregt. — Nicht wahr, Sie werden niemals gekränkt sein?“
Er versicherte lebhaft, daß das keiner Worte bedürfe, daß er selber vielmehr die größte Rücksicht zu nehmen verspreche.
Als er dann wieder durch die Straßen ging, fühlte er sich froh und leicht, er hätte jauchzen und tanzen mögen und alle Menschen umarmen.
Als er am andern Morgen einzog, übergab ihm Mathilde persönlich den Schlüssel zu seinem Zimmer.
„Um etwas möchte ich Sie noch bitten: Schließen Sie immer die Türe ab, wenn Sie gehen! Bitte, vergessen Sie es nicht! Den Schlüssel geben Sie mir oder Rold — niemals der Mutter!“
Er sah sie etwas verwundert an.
„Ja — gewiß — doch wenn von Ihnen niemand zu Hause ist?“
„Eins von uns beiden ist immer zu Hause.“ —
Was bedeutet das alles?, dachte er, als er allein war. Die Mutter soll nicht ins Zimmer. Weshalb? Würdetet

man, daß sie in ihrem nervösen Zustand etwas zerbrechen oder in Unordnung bringen könnte? So wird es wohl sein.
Es galt in der ersten Zeit für ihn, sich einzuordnen und einzuleben in dieser noch unbekanntem Stadt, er mußte mancherlei Dinge besorgen, die verschiedensten Lebens- und Studienmöglichkeiten zu erforschen, und so kam er in diesen Tagen meist spät in der Nacht nach Hause und schlief in tiefen Schlaf. Später blieb er dann öfters in seiner Behnung.
Als er einmal beim Fortgehen vergaß, das Zimmer abzuschließen, entdeckte er abends, daß sich inzwischen jemand an seinem Tisch zu schaffen gemacht, Papiere durcheinandergeworfen, in Briefen und Schriften gestöbert hatte. Er untersuchte das Zimmer genauer. Da fand er Kästen halb offen stehend, Wäsche war hastig durchgewühlt, ja sogar einige Lebensmittel, die er zum Abendessen bereit hielt, fehlten.
Und plötzlich sah er mit Schauern die beiden Bildnisse über dem Sofa von vielen Messerstichen durchbohrt und zerfetzt, Augen, Stirne und Brust, wie in wilder Wut, in fanatischem Haß.
Es war kein Zweifel: die Alte war von Wahnsinn befallen.
Als er am andern Morgen die Verwüstung Mathilde zeigte, sah sie ihn tief erschrocken an.
„Sie haben vergessen, die Türe zu schließen!“
„Ja, ich mußte am Nachmittag rasch hinweg, und als ich kam, ein paar Stunden später war alles geschehen.“
„Ich hörte es nicht, daß Sie gingen. — Sie dürfen es nie mehr vergessen!“

„So, so sagen Sie doch bitte dem Herrn, daß ich ihn in einer Unterredung in einer dringenden, unaufschiebbaren Angelegenheit ersuchen ließe — wo sind wir denn hier angekört?“

„Hier, bitte!“ Der Befrachte öffnete die Tür zu einem kleinen, separaten Zimmer, in dem noch ein leichter Lypredust, vermischt mit süßlichem Zigarettenrauch, schwebte: „Ich werde Herrn Manhart sofort benachrichtigen.“

Zwei Minuten später trat Peter ein, — sehr kühl, sehr förmlich:

„Herr Kommerzienrat wünschen mich zu sprechen?“

„Ja, Sie müssen die Störung Ihres Symposions schon entschuldigen,“ um die Mundwinkel des alten Herrn zuckte ein verräterisches Lächeln: „Der Dieb ist gefunden — — —!“

„Gefunden?! — — — Der Dieb?!“

„Allerdings, — eine etwas unerwartete Lösung des Rätsels — — — „Schnucki“ war die Täterin!“

„Schnucki?!“

„Die Elster meiner Tochter!“

„Herrgott! Und auf den Gedanken ist niemand gekommen!“

„Vorwas Sie erleben wollen, daß im Leben oft noch wunderbarere Dinge passieren als in Theaterstücken und Romanen!“ sagte Herr Friedrich Wilhelm Lohmeyer etwas anzüglich.

Der junge Dramatiker wurde dunkelrot vor Verlegenheit:

„Herr Kommerzienrat — — — können — — — wollen Sie und Ihre Damen mit meine tränkende Ablehnung von vorn verzeihen?!“

„Nur unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Sie mich begleiten! Ich habe den Befehl, Sie tot oder lebendig binnen einer Stunde abzuliefern — — — aber lebend dürften Sie meiner Tochter lieber sein!“

Peter schüttelte die Hand, die ihm der Kommerzienrat hielt:

„Ich komme, — nur einen Augenblick bitte ich um Verzeihung — Herr Girardi und mein Freund ahnen noch von nichts — — —“

„Selbstverständlich, ich würde die Herren gern bitten, meine Gäste zu sein, wenn — — —“

„Rein, nein, lieber nicht, heute nicht,“ und schon war Manhart draußen, kam noch wenigen Minuten zurück.

„Herr Kommerzienrat, — ich bin zu Ihrer Verfügung!“

„Auf der Straße blieb Peter einen Moment lang zögernd stehen:

„Verzeihung, ich möchte erst noch eine Kleinigkeit besorgen!“ Dann trat er in einen Blumenladen, wählte zwei prächtige, langgestielte Rosenbuketts aus — ein weißes und ein rotes — und ging nach dem nebenan liegenden Schokoladengeschäft.

Drei Bonbonidären bitte, aber beste „Sarotti“-Musel!“ Der alte Herr betrachtete kopfschüttelnd das ziemlich umfangreiche Paket.

„Drei? — Na, Sie werden ja Ihre Gründe haben.“

„Habe ich auch!“ Und Peter schmunzelte vor sich hin, während die Vorübergehenden stehen blieben und den beiden Herren, deren Namen heute in aller Runde waren, tuschelnd und flüsternd nachschauten.

Frau Else, die dafür gesorgt hatte, daß niemand von der Dienerschaft in der Nähe war, kam Manhart bis in die Halle entgegen.

„Gnädigste Frau, und ich bitte — — —“ Peter zog die Hand der alten Dame an die Lippen und schlug die Seidenpapierhülle des weißen Rosenbuketts zurück.

„O, wie lieb, die schönen Blumen, aber — — — nun kommen Sie, legen Sie ab und — — —“

Der Kommerzienrat öffnete die Tür zum Wohnzimmer.

„Na, — — — Kleine?!“

Da stand Hilde, das von goldblonden Flechten umrahmte Gesichtchen mit Purpurglut bedeckt, — ein halb erstikter Aufschrei:

„Peter! — — — Hilde!“

Herr Friedrich Wilhelm Lohmeyer räusperte sich.

„Chem — — — Herr Manhart, — — — Sie hatten da mit der einen Hand Ihr Paket, mit der anderen meine Tochter — — — wollen Sie meiner Frau und mir eine Erklärung geben für diese merkwürdige Art der Begrüßung?“

Aber der junge Dramatiker dachte gar nicht daran, sein Glück loszulassen.

„Hatte was du hast! Meine gnädigste Frau — — Herr Kommerzienrat — — — ich bitte ganz gehorsamst um die Hand Ihres Fräulein Tochter!“

„So — so — na ja — —“ Der alte Herr machte einen gänzlich mißglückten Versuch, seine Würde zu wahren, aber da fiel auch schon das Paket zu Boden, vier Arme umstrickten ihn:

„Ach, Pappi, liebstes, goldigstes Papscherl, sag' doch ja — und du, Nuttelle!“

„Kinder! Kinder! Auster! Meinetwegen!“

Der erste Sturm mit Küffen, Tränen, Umarmungen war vorüber. Atemlos, glücklich schmiegte sich Hilde in den Arm ihres Verlobten.

„Du, Peter, was ist denn nur da drin?“

Lächelnd hob Manhart das Päckchen auf, löste die Umhüllung:

„Sarotti — Auster, — je eines für die beiden Damen — das dritte für die Vertreterin jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. — für „Schnucki!“ —

„O — „Schnucki!“ Awer weißt, das hat sie net verdient!“

„Laß nur, — wollen wir's ihr gleich geben?“

Arm in Arm ging das Brautpaar nach dem Bibliothekzimmer hinüber — — —

„Schnucki, schau her!“ Das junge Mädchen hob den Deckel der Bonboniere auf, zwängte ein besonders schönes Pralinee durch die Gitterstäbe: „Gelt, Peterle, die „Schnucki“ bleibt bei uns, wenn wir verheiratet sind?“

„Ja, Schatzkind, und täglich bekommt sie drei Rosenbonbons, so rosig, wie dein süßer Mund, Herzliebste — —!“

Mit lustigem Schäkern flatterte die Elster in ihrem geräumigen Käfig auf und ab, legte das metallisch schillernde Köpfchen auf die Seite und stötte im zärtlichen Mollton mit geschlossenen Augen:

„Ku—uß!“

Ende!

Politische Kundschau

„Das ist sehr bedauerlich, das ist ein Unglück!“ So Dr. Ricklin, als ihm und seinen Mitgefangenen Kossé, Fashauer und Schall der Beschluß des Kassationsgerichts mitgeteilt wurde, wonach ihr Gesuch auf vorläufige Freilassung abgewiesen wurde. Das hatte man denn doch nicht erwartet. Wohl hatte Poincaré in der Kammer erklärt, die Regierung werde „die obererlassenen Geschworenen nicht desavouieren“, aber sie werde sich auch gegen den Eintritt der beiden in Kolmar wegen „Komplotts“ verurteilten Autonomisten Dr. Ricklin und Professor Kossé nicht mehr sträuben.

Allerdings hat dieses „Zurückweichen“ vor dem schlichten Richter Haegg, der mit Professor Müller und Abbé Valentini im Palais Bourbon persönlich vorsprach, bei den Franzosen und Französlingen in und außer dem Elsaß große Befürchtungen ausgelöst, und schon hatte eine eifrige (Franzosen-) Zeitung die Regierung aufgefordert, ja doch „ohne Schwanken in der nationalen Politik zu beharren“ und „mit Hoheit und Festigkeit jedes politische Kompromiß mit den Freunden des Feindes zurückzuweisen.“

Offenbar hat Poincaré solchen Stimmen nachgegeben. Freilich, unmöglich ist es nicht, daß die Abgeordneten Dr. Ricklin und Kossé doch noch „vorläufig“, d. h. während der Kammertagung aus der Haft entlassen werden, denn es bleibt immerhin eine unerträgliche Sonderbarkeit, daß die Kammer einmütig die Wahl von Abgeordneten bestätigt und daß ein großer Teil für ihre Amnestie ist — und sie dennoch im Gefängnis bleiben.

Poincaré steht hier vor einer fast ebenso schwierigen Frage wie vor der geschlichen Stabilisierung des Frankens. Mit solchen Akten wird die eifrige Autonomistenbewegung nur noch mehr geschürt, statt beruhigt. Sie geht wollen diese Autonomisten — das zeigte unüberdroschen der Kolmarer Standalprozeß — nur eine Autonomie „im Rahmen der Republik“, d. h. im einzelnen: Selbstverwaltung (Lockerung des Pariser Zentralismus), Duldung der deutschen Sprache in der Schule und im öffentlichen Leben, Erhaltung des Religionsunterrichts in den Schulen, also die Ablehnung der Trennung von Staat und Kirche, allenfalls nach Berücksichtigung von Einheimischen für die Stellenbesetzungen. Wahrlich harmlose und für eine „nationale Minderheit“ gewiß berechnete Wünsche. Wie aber, wenn Paris hierauf nicht eingeeht? Schon regen sich gewichtige Stimmen drüben in Straßburg, die für das Elsaß die „absolute Autonomie“, d. h. eine Staatsform, wie sie die Schweiz oder Luxemburg hat, verlangen. Nur so kann unser Volk und unser Land zum wirklichen Frieden und zur Ruhe kommen.“

Der Pole wird wieder einmal frech. Namentlich der polnische Außenminister Jaleski. Wie weit der „Diktator“ Pilsudski hinter seinem Minister steht, ist schwer zu beurteilen, da er seit ein paar Monaten krank ist und im Gegenfall zu seiner früheren Geslophenheit so gut wie nichts von sich hören läßt. Also Jaleski hat auf seiner Heimreise Paris und Brüssel besucht und, natürlich unter Zustimmung Frankreichs, mit nackten Worten öffentlich erklärt,

Polen habe ein Interesse an der Räumung der Rheinlande und müsse, wenn sie stattdessen gewisse „Kompensationen“ dafür verlangen. Da hört sich doch alles auf! Was geht denn diese Sache Warschau an? Wo steht derartiges geschrieben? Etwa im Versailler Vertrag? Oder im Rheinlandpakt? Oder im Vertrag von Locarno? Im Gegenteil! In diesem „Westpakt“ werden als „Interessenten“ des Locarnovertrags nur Frankreich, Deutschland, England, Belgien und Italien genannt. Kein. Diese Annahme! Es ist deshalb ganz gut, daß die Rheinländer bei ihrer Tagung in Danzig am letzten Sonntag in aller Bestimmtheit Einspruch hiegegen erhoben haben.

Nirgends wird mehr vom „Frieden“ gesprochen als auf dem Balkan, und doch weiß kein Mensch, ob nicht im nächsten Augenblick das Pulverfaß — und deren gibt's drüben mehrere — losgeht. So war der rumänische Außenminister Titulescu beluchsweise in Belgrad. Man hielt das übliche Festessen ab. Man toastierte auf einander. Dabei machte Titulescu seinem Belgrader Kollegen Marinkowitsch das Kompliment: „Euer Wirken für den Frieden wird von allen wohl geschätzt.“ Dies und die weitere Versicherung, daß die „Kleine Entente“, das vielgeliebte Schoßkind Frankreichs, „eins und unteilbar im Rahmen der Verträge und in der Achtung vor den so teuer erkaufen Grenzen“ sei, haben sicherlich ein Stirnrunzeln Mussolinis verursacht. So etwas hört man in Paris gerne, aber recht ungerne in Rom. Denn Mussolini wäre nichts lieber, als wenn die Kleine Entente lieber heute als morgen auflöse.

Während man in Belgrad Friedensschalmeien bläst, hauen sie sich in Griechenland wieder einmal die Köpfe blutig. Zuerst streikten — man sagt auf Anstiften der Kommunisten — die Tabalarbeiter. Jetzt soll's einen Generalfreik geben. In Saloniki und Drama haben in der Nacht auf Sonntag blutige Straßenkämpfe stattgefunden, die angeblich 30 Todesopfer gefordert haben. Dabei soll es sich um Befreiung des inhaftierten Pangalos handeln. Also eine politische Sache. Die Polizei sei machtlos. Bereits sel überall das Militär eingekesselt worden. Also wieder einmal eine Revolution im Lande der klassischen Griechen.

In China scheint es mit der „Konsolidierung“ der neuen Nanking-Regierung vorwärts zu gehen. Die seitherigen von der Zentralregierung in Peking bestellten Befanden in Tokio, Washington, Berlin und London haben den betreffenden auswärtigen Amtern mitgeteilt, daß sie sich als Vertreter der chinesischen Nationalregierung erachten, und daß sie in Zukunft die neue Nationaltagung hiefen werden. Wäre immerhin ein beachtens- und begrüßenswerter Fortschritt. Hoffentlich bleibt's dabei. Befanlich gibt es aber auch in der Politik Länge, bei denen man zwei Schritte vorwärts und dann aber auch einen Schritt zurück macht.

Nun aber einen weiten Sprung zurück nach Deutschland! Hier ist augenblicklich eitel Freude und Jubel über die drei Ozeansieger Köhl, v. Hünefeld und Fihmaurice, die in Bremen gelandet haben und nun ihren Triumphzug durch die deutschen Gaue, auch durch unser schönes Schwabenland, halten werden. Alle Achtung vor diesen Männern, die nicht um Gold und Geldeswert, auch nicht um den Ruhm des Abenteurers den Todesflug gewagt haben. Aber vergessen wir über sie nicht jenes wahrhaft große Heldentum unserer Kämpfer im Schlingengraben und in der Hölle von Somme! Wer hat Größeres geleistet?

Mit der Regierungsbildung in Berlin will es gar nicht recht vorwärts gehen. Zuerst hieß es, daß diese Sache das Werk von wenigen Stunden sein werde. Und jetzt sind es drei Wochen. Nun haben sie 22 Männer eingesetzt, und diese haben, nach berühmtem Muster, Unterausschüsse gebildet, welche sich über die strittigen politischen Fragen einigen sollen. Das deutsche Volk übt sich inzwischen in der Geduld und tröstet sich mit dem schönen Spruch: „Gut Ding braucht lang' Weil.“

W. H.

Pflege die Wäsche!
Wasch mit
Persil!
Die Persil-Wäsche ist der Inbegriff
neuzzeitlicher Wäschepflege

Du sollst nicht töten.

4) Novelle von Friedrich Möllendor.

„Gewiß, ich will es nun nie mehr vergessen. — Aber — vielleicht ist Ihre Mutter doch kränker, als Sie meinen. — Sollten Sie nicht etwas tun? — Sollten Sie nicht — Sie reiben sich auf, und am Ende werden Sie selber noch krank!“ begann er vorsichtig, zögernd.

„Man muß es tragen“, entgegnete sie ausweichend, „es wird besser werden.“

Er merkte, daß ihr peinlich war, darüber zu reden. Da wagte er nicht mehr an eine wundete Stelle zu rühren und schwieg.

Und sie versuchte zu lächeln.

Doch er dachte bei sich: Da quält sich dies arme, hilflose Mädchen Tag und Nacht ohne Ruhe. Verdirbt ihre Jugend, verkümmert ihr Leben. Muß denn das sein? Sie hat doch einen älteren Bruder. Warum kümmert nicht er sich um seine Mutter, bringt sie nicht unter in einer Anstalt? Läßt dies arme Kind sich zerquälen?

Manchmal hätte er auffpringen mögen, hinüberstürzen, dazwischenfahren wie ein feuriger Sturm. Doch wer gab ihm ein Recht. Was wußte er denn? Geheimnis umhüllt die Herzen, Dinge, Geschehnisse. Es schwebt so viel Dunkles, Verschwiegenes, Heimliches über dem Dasein.

In manchen Stunden war es so furchtbar, als sähe er: tobend inmitten einer Welt, und alles Weh und aller Jammer der Erde bräche auf ihn herein, als müsse er alle Laute vernehmen, die irgendwo im Raume verklängen. Und manchmal war er wie ganz verworren, wußte nicht und manchmal war er wie ganz verworren, wußte nicht mehr zu unterscheiden, ob er jetzt wirklich Stimmen hörte, anhaltend, oder ob nur die Stille es war, die ihm rauschend im Ohr erklang.

Er verließ jetzt immer sehr sorgsam die Türe und

verriegelte sie auch zur Nacht. Mathilde hatte wohl ihrer Mutter Vorwürfe gemacht, denn seit jenem Tage sah die Alte ihn böse an, als trüge er eine Schuld von ihr. Wenn er am Abend heim kam, packte ihn manchmal ein Grauen, die Türe zu öffnen, als lagerten in der Finsternis gierige Hände, würgend um seinen Hals sich zu krallen oder ihm einen blühenden Dolch in die Brust zu stoßen. Unwillkürlich ballte er selber die Hände und bohrte die Nadel forschend ins Dunkel. Wenn er dann glücklich im Zimmer war und die Lampe aufflammete, lachte er über sich selber und schalt sich Feigling.

In all diesem Trüben, Laurigen war es süß, Mathilde zu sehen, mit ihr zu reden, sie nahe zu wissen. Mehr und mehr verband die beiden eine stille und sanfte Gemeinschaft. Hörte er draußen im Gang ihre leichten Schritte, so wartet er schon darauf, daß sie klopfte — er wußte genau, wie es klingen würde, dies schüchtern, zögernde Pochen, das wie ein Bitten war und zugleich wie Entschuldigung, daß sie store. Und trat sie dann wirklich herein, so lächelten sie einander entgegen, wie Menschen, die sich lange nicht sahen und froh sind, sich wieder zu finden. Manchmal blieb sie länger im Zimmer, er lud sie ein, sich zu setzen, dann plauderten sie und sahen sich an, und vergaßen den Schritt der Stunde.

Wovon sie sprachen? Sie wußten es kaum. Von kleinen und unscheinbaren Dingen, die wenig schienen und trotzdem so viel bedeuten konnten im Mund, der sie sprach, und im Ohr, das sie hörte. Manchmal erzählte Mathilde von ihrem kleinen Leben. Sie verlor in solchen Augenblicken ganz ihre zaghafte Scheu, ihre Wangen röteten sich, ihre Augen leuchteten freundlich. Sie erzählte von einst, da der Vater noch lebte — er war ein kleiner Beamter gewesen —, da auch noch Mutter Aug und gesund war, und sie selber ein sorgloses, fröhliches Mädchen. Es war nicht

viel und trotzdem konnte er lachen und lachen, als ob er die wichtigsten Dinge vernähme. Freudig, mit immer neuem Entziden, blickte er in ihr liebes Gesichtchen, ihr schönes Auge, und manchmal ergriff ihn stark ein Verlangen, sie an sich zu ziehen und zu küssen. Doch immer noch hatte er sich bezwungen, wie in heimlicher Scheu vor einem Wagnis und einer Verantwortung.

Die Alte war in diesen Tagen bösariger als je zuvor. Oft hörte er von drüben ihr wildes Getreisch und Geräusch erbitterten Kampfes.

Eines Abends nach solchem Ringen brachte ihm Mathilde den Tee ins Zimmer, um den er zuvor gebeten hatte. Sie war noch ganz verstört, das Haar verworren, die Kleider zerzaust. Ihre Brust ging hoch, um ihr Auge lagerten dunkle Ringe.

„Um Gotteswillen!“ rief er. „Wie sehen Sie aus? Sie richten sich ja zugrunde!“

Sie schwieg, es zuckte um ihren Mund, sie senkte die Stirne, und plötzlich brach sie in schmerzliche, bittere Tränen aus.

Da trat er nah zu ihr hin, zog sie an seine Brust, streichelte sanft ihr Haar und küßte sie, warm aufwoogenden Gefühls, auf die Stirn. Sie schmiegte sich wie frierend an ihn, trampfhaft zuckte ihr junger Leib.

Er hielt sie noch immer umschlungen und redete eindringlich zu ihr hernieder.

„Nun hören Sie, liebes Mädel! Das geht doch nicht länger. Ihre Mutter ist ja schwer krank. Sie haben das sicher doch selbst längst erkannt. Weshalb verbergen Sie es vor den Menschen — und auch vor mir? Tun, als wußten Sie nicht, wie es steht?“

(Fortsetzung folgt.)